

Martina Steer

"Ich bin in diesem Punkt wirklich nicht trostbedürftig ..."

Friedrich Torberg an Siegfried Guggenheim

Friedrich Torberg
150 West 55th Street
New York 19.N.Y

25.1.1950

Lieber und verehrter Herr Doktor,

es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie es bei meinem einseitigen Kontakt mit Frau Dr. Badt-Strauss nicht bewenden lassen wollen – aber es will mir nachgerade scheinen, als bekäme die ganze Sache dadurch eine Wichtigkeit und Dringlichkeit, die ihr von meiner Seite gar nicht zugedacht war. Wäre mir der Empfang der beiden Bücher szt. bestätigt worden, so hätte ich nie wieder die Rede darauf gebracht. Irgendwelche praktisch-publizistischen Erwägungen waren mit der Zusendung ohnehin nicht verbunden (das bat ich Sie ja gleich damals klarzustellen), – ich habe Ihre Anregung wirklich nur deshalb aufgegriffen, weil ich annahm, dass Frau Dr. Badt-Strauss, die ich aus manchen Veröffentlichungen in jüdischen Zeitschriften kannte und schätzte, an diesen beiden Büchern um ihrer Thematik willen interessiert wäre und vielleicht auch etwas für mich Interessantes dazu äussern würde. Nun habe ich ja, besonders in bezug auf 'Hier bin ich, mein Vater', mit jüdischen Lesern schon mehrfach die Erfahrung gemacht, dass sie sich einem so 'unangenehmen' Thema nicht stellen wollen; es täte mir leid, wenn das auch bei Frau Dr. B.-St. der Fall wäre, – aber das ist dann eben mein Pech, und sie soll sich deshalb unter keinem Druck oder Zwang fühlen. Und keinesfalls soll sie, wenn sie sich mit den moralischen oder theologischen Aspekten der beiden Bücher nicht auseinandersetzen wünscht – und nur an dieser Auseinandersetzung ist mir gelegen –, mich statt dessen etwa mit literarischen Artigkeiten trösten wollen. Ich bin in diesem Punkt wirklich nicht trostbedürftig, das möchte ich gerade solchen Lesern, die mit meinem literarischen Werk offenbar nicht vertraut sind, nach-

drücklich versichern; und möchte auch noch hinzufügen, dass ich diese mangelnde Vertrautheit niemandem übelnehme. Es befremdet mich höchstens, wenn jemand nach Lektüre eines solchen Buches noch glaubt, dass es mir auf unverbindliche Freundlichkeiten ankäme. Ich ziehe sachlichen Widerspruch bei weitem vor, – wobei ich mir freilich darüber klar bin, dass auch er sich nicht erzwingen lässt. Und genau das möchte ich gerne vermeiden: den Anschein, als wollte ich die verehrte Doktorin zu einer Aeusserung zwingen. Schon garnicht jetzt, da Sie mir von ihrer Erkrankung Mitteilung machen. Bestellen Sie ihr bitte meine besten Wünsche für eine baldige Besserung, und seien Sie selbst in aller Ergebenheit gegrüsst von Ihrem

Torberg

Handschriftlicher Zusatz von Siegfried Guggenheim:

Liebe Felsenklüftlerin!

bitte lesen Sie und schicken Sie mir's zurück und machen Sie dann, was Sie wollen ^F Gruss Guggy (in der unteren Schleife des Gs ist ein Gesicht gezeichnet)

^F Beanwortet: 30.1.1950

QUELLE
AR 180, Siegfried Guggenheim Collection Leo Baeck Institut New York; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts New York.

FRIEDRICH TORBERG

20. Januar 1950.

Herrn Dr. S. Guggenheim
35-05 Parsons Boulevard
Flushing, L.I., N.Y.

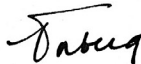
Mein werter und freundlicher Herr,

haben Sie vor allem vielen Dank fuer die Trimberg-Lieder, die ich in langsamen Dosen zu mir nehme. Einige der zweielf Stuecke, ^{und} alle zweielf Uebersetzungen, sind mir neu. Hingegen vermisse ich ein Lied, das mir immer als besonders wertvoll und aufschlussreich erschien und das (falls es authentisch ist) die Selbstbesinnung Suesskinds eingeleitet haette. Ich habe nur die beiden ersten Zeilen gegenwaertig, aber die sagen genug; sie lauten: "Was singst Du, Jude? hoert man schrein - soll das auf mich gemuenzet sein?" Es handelt sich um die feindselige Reaktion jener Kreise, die Suesskind schon in seinem Gedicht vom Adelsbrief attackiert hatte, mit einer Vehemenz und mit einem politischen Scharfblick, den meiner Meinung nach ausser ihm nur noch Walther von der Vogelweide bewiesen hat. Mich hat die Figur des Suesskind seit jeher sehr fasziniert und seit dem Erscheinen meines ersten Buchs (das jetzt genau zwanzig Jahre zurueckliegt) nehme ich mir immer wieder vor, als naechstes die Geschichte dieses Ahnherrn aller deutsch-schreibenden Juden zu gestalten. Es bleibt aber immer wieder bei dem Vorsatz.

Was die Dame aus der Felsenkluft betrifft, so merke ich mit wachsendem Gram, dass Ihre hartnaeckige Freundlichkeit dem Vorfall zu Dimensionen verhilft, auf die ich es nun wahrlich nicht angelegt hatte. [Es ist mir auch - ich kann das nicht oft genug wiederholen - in keiner Weise darum zu tun, mit Lobspreechen ueber eines meiner Buecher bedacht zu werden, wenn es dem jeweils Lesenden gefaellt, oder gar mit Trostspreuchen, wenn das nicht der Fall ist.] Versuchen Sie doch bitte, der nach wie vor geschaeetzten Doktorin das begreiflich zu machen. [Sie soll nicht zaudern etwas dagegen zu sagen, wenn sie etwas dagegen zu sagen hat. Sie soll auch nicht zaudern nichts zu sagen, wenn das alles ist, wozu die Lektuere sie anregt. Und damit wollen wir die Geschichte alsdann friedlichst begraben sein lassen. Bestellen Sie ihr (der Doktorin) jedenfalls meine besten Wuensche fuer die Besserung] ihrer Huefte.

Ich mache demnaechst wieder von Ihrer Telephonnummer Gebrauch, - bis dahin nochmals vielen Dank und die ergebensten Gruesse.

Ihr



Kommentar

Der Brief, den Friedrich Torberg am 25. Januar 1950 an Siegfried Guggenheim schrieb, ist im Tonfall leicht servil, aber doch mit Spitzen versehen. Das eigentlich Gemeinte wird umständlich verneint, nur um es umso eindringlicher erscheinen zu lassen. Das Selbstmitleid des Unverstandenen lässt sich unschwer errahnen, diesen Brief als galantes Wiener Kaffeehausgeraunze abzutun, würde der misslichen Lage Torbergs im Exil nicht gerecht werden.

Als junger, vielversprechender Romancier hatte er Europa verlassen müssen. Sein 1930 erschienenes Erstlingswerk *Der Schüler Gerber* war von der Kritik hymnisch gefeiert worden. 1932 folgten *Und glaubten, es wäre die Liebe*, 1935 der Wasserballroman *Die Mannschaft* und 1937 *Abschied, Roman einer ersten Liebe...* Nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 emigrierte Torberg über Prag, Zürich, Frankreich und Portugal in die USA. Obwohl tschechoslowakischer Staatsbürger, erhielt er als einer von zehn „Outstanding German Anti-Nazi-Writers“ 1940 ein Visum, das ihm gleichzeitig einen Arbeitsvertrag mit der amerikanischen Filmgesellschaft Warner Brother sicherte. Torbergs Erfolg als Drehbuchautor in Hollywood blieb bescheiden, finanziell wie künstlerisch.

Andere Emigranten in Kalifornien, wie etwa Lion Feuchtwanger und Franz Werfel, die ihm Freunde und Maßstab zugleich waren, konnten hingegen im Exil an ihre europäischen Erfolge anknüpfen. Torberg reagierte darauf mit Neid und Verbitterung. Nie sei er so unglücklich wie in den USA gewesen.¹ Abgeschnitten von Publikationsmöglichkeiten und Lesepublikum und gefangen in seiner Verachtung für die angebliche amerikanische „Kulturlosigkeit“ trug er schwer am Verlust der geistigen Heimat. Auch in Los Angeles, das die von Torberg verehrte Schauspielerinnen Gisela Werbezirk einmal als „Purkersdorf mit Palmen“ charakterisierte, wurde er nie heimisch.² Zu sehr vermisste er das anregende Großstadtleben, das er aus Wien und Prag kannte. 1944 folgte schließlich der Umzug nach New York. Obwohl die Lebensumstände schwierig blieben, blühte Torberg in der dichten urbanen Atmosphäre New Yorks sichtlich auf. Er arbeitete an einem (später gescheiterten) Pro-

¹ Eike Midell: *Exil in den USA*. Leipzig 1979, S. 66.

² Friedrich Torberg: *Die Erben der Tante Jolesch*. München/Wien 1978, S. 241.

jekt einer deutschsprachigen Ausgabe des *Time Magazines* mit und heiratete 1945 die junge Wienerin Marietta Bellak. Das Penthouse der Torbergs in der 55. Straße war ein beliebter Treffpunkt der New Yorker Emigrantenzirkel. Neben Hermann Broch, Bruno Walter und vielen anderen verkehrten Erich Maria Remarque und Carl Zuckmayer hier gerne und oft.³

Ob Siegfried Guggenheim jemals zu den Emigrantengesellschaften der Torbergs kam, ist nicht bekannt. Hingegen war Torberg nach seinem Umzug nach New York zumindest einmal bei den Guggenheims am Sederabend des Pessachfestes zu Gast. Wie in Offenbach führten die Guggenheims auch im New Yorker Exil, in Flushing, Queens, ein offenes und gastfreundliches Haus. Doch war es der Tatsache, dass die überlebenden Vertreter des deutschsprachigen Judentums über die ganze Erde verstreut worden waren, und Siegfried Guggenheims schlechter Gesundheit geschuldet, dass er seine Kontakte vor allem in Briefform pflegte, auch zu Torberg, der für amerikanische Verhältnisse relativ nahe wohnte. Eine eindrucksvolle Korrespondenzsammlung legt Zeugnis darüber ab.⁴

Trotz der entwürdigenden Erfahrungen, die Siegfried Guggenheim nach 1933 machen musste, war er ein zutiefst lebenswürdiger und großzügiger Mensch geblieben. Er konnte ernstgemeinte Aufmerksamkeit schenken und half engagiert. In Deutschland war er Rechtsanwalt, Notar und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Offenbach am Main gewesen. Er hatte sich erfolgreich für verschiedene, vor allem jüdische Belange öffentlich eingesetzt, unter anderem für den Bau einer neuen Synagoge in seiner Heimatgemeinde. Als bibliophiler Kunstsammler und Auftraggeber jüdischer Kunst war er weit über die Grenzen Offenbachs hinaus bekannt. Das wohl be-



1 Friedrich Torberg vor seinem Apartment im New Yorker Exil um 1945.

³ Peter Sichrovsky: *Mein Leben mit der Geschichte. Die Memoiren der Marietta Torberg*. In: *Basta* 9 (1990), S. 34–35.

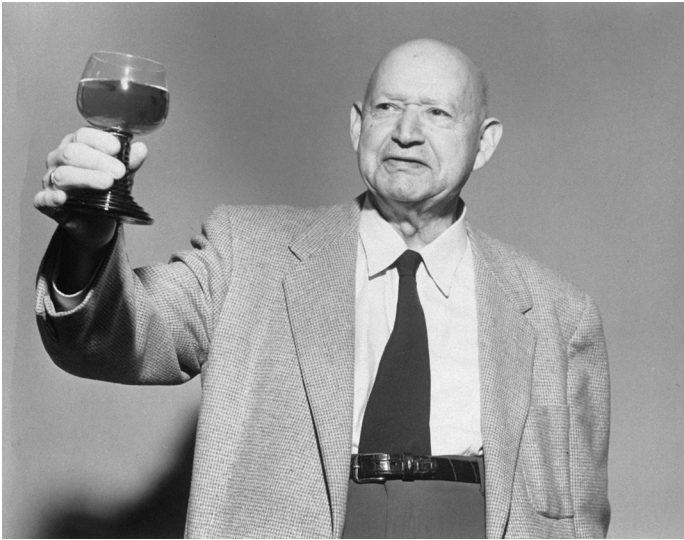
⁴ Veröffentlicht ist bisher nur Martha Wertheimer: „In mich ist die große dunkle Ruhe gekommen“. *Briefe an Siegfried Guggenheim in New York*, geschrieben vom 27. Mai 1939 bis 2. September 1941. Hg. von Fritz Bauer Institut. Frankfurt am Main 1996.

kannteste Beispiel seines Mäzenatentums ist die 1927 erschienene *Offenbacher Haggadah*, die der Grafiker Fritz Kredel reich illustriert hatte, und die als eines der herausragenden Kunstwerke gilt, die im Rahmen der sogenannten Jüdischen Renaissance entstanden sind.⁵ Die Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte Guggenheim zuerst seines Berufes, dann seiner Bürgerrechte und schließlich seiner Lebensgrundlage beraubt. Nach der Reichspogromnacht war er im KZ Buchenwald inhaftiert worden, konnte aber noch 1938 mit seiner Frau Eugenie in die USA emigrieren. Dort besaß Guggenheim weder den gesellschaftlichen Einfluss, noch die finanziellen Ressourcen, die es ihm in Deutschland erlaubt hatten, seine Ideen voranzutreiben und in die Realität umzusetzen. Verbitterung über diesen drastischen Verlust an Möglichkeiten lässt sich allerdings in keinem der Briefe dieses einst so einflussreichen Mannes erkennen. Guggenheim war bei der Flucht 65 Jahre alt gewesen. Es scheint, dass er, der sehr gute Jahre in Deutschland erlebt und vieles, was ihm wichtig gewesen war, erreicht hatte, mit sich im Reinen war.⁶

Guggenheim hatte etwas aus seiner Heimat mitgebracht, was im Exil mindestens genauso wichtig war wie Einfluss und Geld: sein fein gesponnenes Netzwerk interessanter Menschen. Der Rabbiner Leo Baeck zählte dazu, die Historiker Eugen und Selma Täubler, Hermann Hesse und Karl Wolfskehl, um nur einige zu nennen. Umsichtig baute er es in den Jahren des Exils weiter aus. Er schloss neue (Brief-)Freundschaften und stellte Kontakte zwischen seinen Freunden her. Teils tat er dies aus eigenem Interesse, um der Einsamkeit der kulturellen und sozialen Isolation zu entfliehen, teils aus altruistischen Gründen. Besonders für die jüngeren unter den emigrierten Intellektuellen war es nicht nur in geistiger und sozialer Hinsicht, sondern existentiell wichtig, Menschen kennen zu lernen, die sich für ihre Arbeiten interessierten. Sie brauchten ein kritisches Gegenüber, um die eigenen Gedanken zu präzisieren, benötigten Möglichkeiten zu publizieren oder Rezensionen, um ihre Arbeiten bekannt zu machen. Torberg war keine Ausnahme. Spätestens seit 1946 zählte er zum Guggenheim-

⁵ Siegfried Guggenheim (Hg.): *Offenbacher Haggadah*. Offenbach 1927.

⁶ Frank Mecklenburg: Siegfried Guggenheims „Heimat“. In: Anjali Pujari (Hg.): *Im Glauben an das Exquisite. Siegfried Guggenheim (1873–1961) – ein jüdischer Mäzen der Buch und Schriftkunst*. Offenbach 2011, S. 175–190.



2 Siegfried
Guggenheim

schen Netzwerk.⁷ Er schickte seine Ideen und Texte; Guggenheim, als väterlicher Freund, bestärkte, lobte und kritisierte klug. Der Jüngere fühlte sich vom Älteren verstanden und konnte dessen (seltene) Kritik gut annehmen.

Als Torberg am 25. Januar 1950 an Guggenheim schrieb, hatte sich in ihm wenn keine Wut, doch zumindest gewaltiger Unmut aufgestaut über eine „Sache die [...] eine Wichtigkeit und Dringlichkeit“ angenommen hatte, die er ihr gar nicht zugedacht hätte. Torberg hatte Mitte 1949 auf Vermittlung von Guggenheim seine beiden Bücher *Mein ist die Rache* und *Hier bin ich mein Vater* an die Publizistin Bertha Badt-Strauss geschickt mit der Bitte, diese zu lesen und zu rezensieren.⁸ Badt-Strauss war bereits in Deutschland eine erfolgreiche Schriftstellerin und Literaturkritikerin gewesen. Als einer der wenigen EmigrantInnen war es ihr gelungen, ihre Arbeit in den USA fortzuführen. Ihre Essays und Rezensionen erschienen in deutsch- und englischsprachigen jüdischen Zeitschriften. Ihr kundiges Urteil und nicht zuletzt die öffentliche Aufmerksamkeit, die ihre Rezensionen versprachen, machten sie zur begehrten Rezensentin innerhalb der intellektuellen Emig-

⁷ Seit diesem Jahr ist ein umfangreicher Briefwechsel zwischen den beiden dokumentiert.

⁸ Martina Steer: Bertha Badt-Strauss (1885–1970). Eine jüdische Publizistin. Frankfurt/Main 2005.

rantenzirkel. Das mag auch Torberg dazu motiviert haben, ihr seine beiden neuesten Bücher zu senden.

Sie setzten sich mit heiklen Themen der jüngsten jüdischen Geschichte auseinander: Selbstjustiz und Kollaboration unter der Naziherrschaft. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der Texte – *Mein ist die Rache* 1942 als Privatdruck in der Pazifistischen Presse Los Angeles, *Hier bin ich mein Vater* 1948 bei Berman Fischer – wurden diese Dilemmata jüdischer Extrem-erfahrung noch nicht oder kaum diskutiert. Dies dürfte daran gelegen haben, wie Torberg sehr richtig feststellte, dass „jüdische Leser [...] sich einem so ‚unangenehmen‘ Thema nicht stellen wollen.“⁹ Ob Badt-Strauss deswegen vor einer unmittelbaren Reaktion zurückscheute, lässt sich heute nicht mehr eruieren. Zumindest reagierte sie nicht auf Torbergs Bücher-sendung, und dies scheint Torberg so gekränkt zu haben, dass er die „Sache“ nicht auf sich beruhen lassen wollte. 1949 hatte Torberg in mehreren aufeinanderfolgenden Briefen an Siegfried Guggenheim das Schweigen Badt-Strauss’ bereits ausführlich thematisiert. Im Januar 1950 scheint die Kränkung ein derartiges Ausmaß angenommen zu haben, dass er den vorliegenden Brief komplett dieser Angelegenheit widmete. Dabei wollte Torberg keine „unverbindliche[n] Freundlichkeiten“ von Badt-Strauss hören, wie er schrieb. Vielmehr forderte er eine ernsthafte Auseinandersetzung „mit den moralischen und theologischen Aspekten der beiden Bücher“ ein. Torberg mag auch an eine mögliche Rezension seiner Arbeiten gedacht haben. Allzu eindringlich betonte er in all seinen Briefen, dass es ihm auf keinen Fall um „[i]rgendwelche praktisch-publizistischen Erwägungen“ gehe. Der Brief lässt vermuten, dass Guggenheim ihm mitgeteilt hatte, dass Badt-Strauss, die mittlerweile 65 Jahre alt war, an multipler Sklerose litt und deshalb ihr Schweigen auch anders als Zurückhaltung gedeutet werden konnte. Torberg beteuerte daraufhin, auf keinen Fall den „Anschein“ erwecken zu wollen, er wolle „die verehrte Doktorin zu einer Äußerung zwingen“¹⁰.

⁹ Erst mit Hannah Arendts Bericht über den Eichmann-Prozess in Jerusalem sollte dieser Konflikt offen in der jüdischen Gemeinschaft aufbrechen.

¹⁰ Diese Skrupel währten nur kurz. Bereits am darauf folgenden Tag, am 26. Januar 1950, schrieb er wieder an Guggenheim, um ihm noch einmal eindringlich seine Sicht der Dinge zu schildern. Dem Schreiben legte er einen Brief an Badt-Strauss bei. Darin erläuterte er noch einmal was er für diskussionswürdig in seinen beiden Arbeiten hielt.

Guggenheim schien genug zu haben von Torbergs hartnäckigem Insistieren. Er versah den Brief mit einer handschriftlichen Notiz für Badt-Strauss und schickte ihn an sie. Sie solle den Brief lesen und dann machen, was sie für richtig halte, schrieb er lapidar. Nur wenige Tage später löste sich die irritierende Situation in Wohlgefallen auf. Torberg erhielt einen freundlichen Brief von Badt-Strauss, in dem sie seine Bücher, die einen „sehr starken Eindruck“ bei ihr hinterlassen hätten, sehr lobte.¹¹

Es wäre ungerecht, über Torbergs selbstbezogene Hartnäckigkeit allzu hart zu urteilen. Sicherlich war Torberg eine gewisse Arroganz und Egozentrik zueigen, wie sie auch in diesem Brief aufscheinen. In erster Linie war er aber ein noch junger Schriftsteller, der mit seiner Vertreibung aus Europa aus seiner vielleicht kreativsten Phase herausgerissen worden war. Ohne der Bourdieuschen Diktion einer biographischen Illusion widersprechen zu wollen, liegt die Vermutung, dass er Ende der 1930er Jahre am Beginn einer glänzenden Karriere gestanden hatte, nicht allzu fern. Im Exil war er bestenfalls auf freundliches Desinteresse für seine Arbeiten gestoßen, eine demütigende Erfahrung für jemanden, der als der kommende Star der mitteleuropäischen Schriftstellerszene gehandelt worden war. Dass Torberg nun versuchte, die Möglichkeiten, die ihm das Guggenheim'sche Netzwerk in Form eines Kontaktes mit der etablierten Autorin und Literaturkritikerin Badt-Strauss mit aller Macht zu nutzen, war nicht nur strategisch klug, es war schlichtweg überlebenswichtig.

BILDNACHWEIS

1 Sammlung
David Axmann
2 Mit freundlicher
Genehmigung des
Leo Baeck Instituts
New York.

¹¹ Bertha Badt-Strauss an Friedrich Torberg am 30.1.1950. Sammlung Friedrich Torberg, Wienbibliothek. Die von ihm gewünschte theologische Auseinandersetzung verweigerte sie ihm allerdings mit den Hinweis, dass er dazu zu ihr nach Shreveport kommen und seine Fragen direkt an sie richten müsse.